

JAMES FENIMORE COOPER
DER LETZTE MOHIKANER
NEU ÜBERSETZT VON KAREN LAUER HANSER





Hanser E-Book

James Fenimore Cooper

Der letzte Mohikaner

Ein Bericht aus dem Jahre 1757

Herausgegeben und übersetzt von Karen Lauer

Carl Hanser Verlag

ISBN 978-3-446-24272-2

Alle Rechte vorbehalten

© Carl Hanser Verlag München 2013

Schutzumschlag: Peter-Andreas Hassiepen, München,
unter Verwendung des Gemäldes *The Last of the Race*
(1847) von Tompkins Harrison Matteson (1813 - 1884),
New York Historical Society

Satz: Satz für Satz. Barbara Reischmann, Leutkirch

Unser gesamtes lieferbares Programm
und viele andere Informationen finden Sie unter:

www.hanser-literaturverlage.de

Erfahren Sie mehr über uns und unsere Autoren auf
www.facebook.com/HanserLiteraturverlage oder folgen Sie
uns auf Twitter: www.twitter.com/hanserliteratur

Datenkonvertierung E-Book:
Kreutzfeldt digital, Hamburg

Verschmähet mich ob meiner Farbe nicht,
Die schattige Livrei der lichten Sonne.

Der Kaufmann von Venedig, II, 1

[Anmerkungen](#)

Inhalt

[Vorwort \[1826\]](#)

[Einleitung \[1831/1850\]](#)

[Der letzte Mohikaner](#)

[Nachwort](#)

[Zur Übersetzung](#)

[Anmerkungen](#)

[Literaturverzeichnis](#)

Vorwort [1826]

Der Leser, der zu diesen Bänden greift, weil er darin ein frei erfundenes, romantisches Bild von etwas zu finden hofft, das es so nie gegeben hat, wird sie wahrscheinlich enttäuscht wieder beiseitelegen. Dieses Werk ist genau das, was es auf dem Titelblatt behauptet zu sein – ein Bericht. Da es jedoch auf vieles Bezug nimmt, was vielleicht nicht allgemein bekannt ist, vor allem bei dem phantasiebegabteren Geschlecht, aus dem sich manche unter dem Eindruck, es handle sich um reine Dichtung, wohl verleiten lassen mögen, das Buch zu lesen, liegt es im Interesse des Autors, einige der dunkleren historischen Anspielungen zu erklären. Dieser Pflicht zu genügen, mahnt ihn der bittere Kelch der Erfahrung, hat sie ihm doch oft gezeigt, dass, egal wie wenig das Publikum über eine Sache weiß, ehe sie seinen Blicken dargeboten wird, kaum hat man sie dieser schrecklichen Prüfung ausgesetzt, jeder Einzelne und alle zusammen, man könnte sagen, intuitiv, mehr von ihr verstehen als derjenige, der sie ihnen doch erst gezeigt hat; und dass es im Gegensatz zu dieser unbestreitbaren Tatsache für einen Schriftsteller oder einen Planer ein sehr unsicheres Experiment ist, auf die Erfindungskraft eines anderen Menschen zu vertrauen. Darum sollte nichts, was leicht zu erklären ist, rätselhaft bleiben. Damit würde man nur jener Art von Lesern eine

eigentümliche Freude bereiten, die eine seltsame Befriedigung darin finden, mehr Zeit darauf zu verwenden, Bücher zu machen, als Geld darauf, sie zu kaufen. Nach dieser Begründung dafür, dass er gleich eingangs so viele unverständliche Wörter einführt, wird der Autor nun ebenjene Aufgabe in Angriff nehmen. Natürlich wird er und braucht er hier nichts erzählen, was jedem, der auch nur das Geringste über die Geschichte der Indianer weiß, nicht bereits bekannt wäre.

Die größte Schwierigkeit, mit der man beim Studium ihrer Geschichte zu kämpfen hat, ist die heillose Verwirrung, die bei den Namen herrscht. Wenn man jedoch bedenkt, dass sich die Holländer, die Engländer und die Franzosen in diesem Punkt alle die Freiheit des Eroberers nahmen; dass die Eingeborenen selbst nicht nur verschiedene Sprachen und davon sogar noch Mundarten sprechen, sondern es außerdem lieben, immer wieder neue Namen zu erfinden, ist diese Schwierigkeit wohl etwas, das man beklagen mag, aber kaum etwas, das überrascht. So wird man denn, welche Fehler die folgenden Seiten ansonsten auch immer enthalten mögen, ihre Unklarheit hoffentlich auf diesen Umstand zurückführen.

Als die Europäer kamen, befand sich das gewaltige Gebiet zwischen Penobscot und Potomac, dem Atlantik und dem Mississippi im Besitz eines Volkes, das von ein und denselben Urahn abstammte. An ein oder zwei Punkten mag die Linie dieser gewaltigen Grenze durch die benachbarten Nationen ein wenig verlängert oder verkürzt

worden sein; aber im Großen und Ganzen war dies sein Herrschaftsbereich. Der übergreifende Name dieses Volkes lautete »Wapanachki«. Sie selbst jedoch nannten sich gern die »Lenni Lenape«, was bereits so viel heißt wie »unvermishtes Volk«. Auch nur die Hälfte der Gemeinschaften oder Stämme aufzuzählen, in die diese Völkerschaft unterteilt war, würde weit über die Kenntnisse des Autors hinausgehen. Jeder Stamm hatte seinen Namen, seine Häuptlinge, seine Jagdgründe und oft seinen eigenen Dialekt. Wie die Lehnsherren der Alten Welt stritten sie miteinander und machten auch von den meisten anderen Vorrechten eines Landesfürsten Gebrauch. Gleichwohl bekannten sie sich dazu, dass sie ihr gemeinsamer Ursprung, eine ähnliche Sprache und jenes moralische Interesse verband, das durch ihre Überlieferungen auf so getreue und so wunderbare Weise weitergegeben wurde. Ein Zweig dieses zahlreichen Volkes lebte an einem prächtigen Fluss, dem »Lenapewihittuck«, wo sich nach allgemeiner Übereinkunft das »Lange Haus« oder das »Große Ratsfeuer« der Nation befand.

Der Stamm, der das Land besaß, das jetzt den Südwesten Neuenglands bildet, und jenen Teil von New York, der östlich des Hudson liegt, und sogar das Land noch viel weiter im Süden, war ein mächtiges Volk, das die »Mahicanni« genannt wurde oder häufiger noch die »Mohicans«, die Mohikaner. Hieraus ist bei den Engländern die entstellte Bezeichnung »Mohegan« geworden.

Auch die Mohikaner waren wieder in sich unterteilt. Als Stammesverband stritten sie sogar mit ihren Nachbarn, in deren Besitz sich das »Lange Haus« befand, um den Rang des ältesten Volkes; doch wurde ihnen großmütig zugestanden, der »älteste Sohn« ihres »Großvaters« zu sein. Natürlich war dieser Teil der ursprünglichen Eigentümer des Landes der erste, der von den Weißen vertrieben wurde. Die wenigen, die von ihnen noch übrig sind, leben größtenteils zerstreut unter anderen Stämmen und besitzen kein anderes Denkmal ihrer einstigen Macht und Größe als ihre wehmütigen Erinnerungen.

Der Stamm, der den heiligen Bezirk des Versammlungshauses hütete, durfte jahrhundertlang stolz sein auf den schmeichelhaften Titel »Lenape«; doch nachdem die Engländer ihren Fluss umbenannt hatten in »Delaware«, wurden sie allmählich unter diesem Namen bekannt. Untereinander indes gebrauchten sie diese Bezeichnungen stets mit sehr großem Feingefühl. Ihre Sprache ist von solchen Nuancen des Ausdrucks durchdrungen, die alles, was sie sagen, temperieren und ihren Reden oft erst ihr Pathos oder ihre Kraft verleihen.

Über mehrere hundert Meilen entlang der nördlichen Grenze der Lenape lebte ein anderes Volk, das sich, was die Unterteilung, Abstammung und Sprache betraf, in einer ähnlichen Lage befand. Bei seinen Nachbarn hieß dieses Volk »Mengwe«. Diese nördlichen Wilden waren, wenigstens eine Zeit lang, nicht so mächtig und nicht so geeint wie die Lenape. Um diesem Nachteil zu begegnen,

schlossen fünf ihrer mächtigsten und kriegerischsten Stämme, die besonders nah am Versammlungshaus ihrer Feinde lebten, ein Bündnis zur gemeinsamen Verteidigung – tatsächlich die ersten Vereinigten Republiken, die sich in der Geschichte Nordamerikas belegen lassen. Es handelte sich um die Stämme der Mohawks, der Oneidas, der Senecas, der Cayugas und der Onondagas. Später wurde ein abgewanderter Teil ihres Volkes, der »näher zur Sonne hin« gezogen war, wieder angegliedert und in die volle Teilhabe an allen ihren politischen Privilegien eingesetzt. Durch diesen Stamm (die Tuscaroras) war ihre Zahl so weit angestiegen, dass die Engländer den Namen, den sie dem Bund gegeben hatten, von »Die fünf« in »Die sechs Nationen« änderten. Man wird im Verlauf unseres Berichtes sehen, dass das Wort »Nation« mal für eine kleinere zusammenlebende Gemeinschaft und mal für das Volk im umfassendsten Sinne gebraucht wird. Die Mengwe wurden von ihren indianischen Nachbarn oft die »Maquas« genannt und häufig verächtlich »Mingos«. Die Franzosen gaben ihnen den Namen »Iroquois«, vermutlich eine verderbte Form einer ihrer eigenen Bezeichnungen.

Es gibt einen wohlbezeugten, beschämenden Bericht davon, wie es den Holländern auf der einen und den Mengwe auf der anderen Seite gelang, die Lenape zu überreden, ihre Waffen wegzulegen und ihre Verteidigung ganz in die Hände der Letzteren zu geben, kurz – in der bildhaften Sprache der Eingeborenen – zu »Weibern« zu werden. Die Holländer wählten damit den sichersten Weg,

wie großzügig sie dabei auch gewesen sein mögen. Dies war der Anfang des Niedergangs der größten und zivilisiertesten der indianischen Nationen, die innerhalb der Grenzen der heutigen Vereinigten Staaten lebten. Von den Weißen beraubt und von den Wilden hingemordet und unterdrückt, blieben sie noch eine Weile dort, wo ihr Ratsfeuer war, brachen jedoch schließlich in Gruppen auf und suchten Zuflucht in der Wildnis im Westen. Wie das Licht einer Lampe, die gleich erlischt, strahlte ihr Ruhm am hellsten, kurz bevor sie vergingen.

Über dieses interessante Volk wäre noch viel zu sagen, vor allem über sein weiteres Schicksal, doch scheint es uns für das vorliegende Werk nicht von Belang zu sein. Mit dem Tod des frommen, des ehrwürdigen und erfahrenen Heckewelder ist ein Schatz an Wissen auf diesem Feld verlorengegangen, wie man ihn wohl nie wieder bei einem einzelnen Menschen finden wird. Heckewelder hat sich lange und voller Eifer für dieses Volk eingesetzt, nicht weniger um dessen Ehre zu retten als um es auf eine höhere moralische Stufe zu bringen.

Mit dieser kurzen Einführung in seinen Gegenstand vertraut der Autor sein Buch nun dem Leser an. Da es jedoch die Ehrlichkeit, wenn nicht die Gerechtigkeit von ihm verlangt, empfiehlt er allen jungen Damen, deren Gedanken gewöhnlich innerhalb der vier Wände ihres behaglichen Wohnzimmers kreisen, allen alleinstehenden Herren eines gewissen Alters, die sich von jedem Wind treiben lassen, und allen Geistlichen, so sie diese Bände in

die Hand genommen haben, um sie zu lesen, diese Absicht aufzugeben. Solchen jungen Damen rät er dies, weil sie das Buch, wenn sie es gelesen haben, gewiss als schockierend bezeichnen werden, den Junggesellen, weil es ihnen womöglich den Schlaf raubt, und den Gottesmännern, weil es für sie wichtigere Dinge zu tun gibt.

Anmerkungen

Einleitung [1831]

Der Verfasser dieser Geschichte glaubt, dass ihr Schauplatz und das meiste, was man wissen muss, um die Anspielungen darin zu verstehen, dem Leser im Text selbst und durch die begleitenden Anmerkungen hinlänglich deutlich werden. Doch herrscht in den Überlieferungen der Indianer so große Unklarheit und bei ihren Namen so große Verwirrung, dass hier einige Erläuterungen hilfreich sein mögen.

Nur wenige Menschen zeichnen sich durch einen derart vielseitigen oder, wenn man so sagen darf, widersprüchlichen Charakter aus wie der eingeborene Krieger Nordamerikas. Im Krieg ist er wagemutig, prahlerisch, listig, gnadenlos, selbstlos und aufopfernd; im Frieden gerecht, großzügig, gastfreundlich, rachsüchtig, abergläubisch, bescheiden und gewöhnlich keusch. Gewiss, nicht alle weisen diese Eigenschaften in gleichem Maße auf; aber sie herrschen bei diesen bemerkenswerten

Völkern doch so weit vor, dass sie für diese charakteristisch sind.

Man nimmt allgemein an, dass die Ureinwohner des amerikanischen Kontinents ursprünglich aus Asien stammen. Es lassen sich viele physische und moralische Gegebenheiten anführen, die diese Ansicht stützen, und einige wenige, die dagegen zu sprechen scheinen.

Die Hautfarbe der Indianer scheint dem Autor eine Besonderheit dieser Menschenart zu sein, und während ihre Wangenknochen sehr auffallend auf eine tatarische Herkunft hindeuten, gilt für ihre Augen das Gegenteil. Auf jene mag wohl das Klima großen Einfluss gehabt haben, aber es ist schwer vorstellbar, wie es zu dem grundlegenden Unterschied bei diesen geführt haben soll. Die Bildersprache der Indianer, in ihrer Dichtkunst wie in ihren Reden, ist orientalisches – wobei sie durch den begrenzten Umfang ihrer praktischen Kenntnisse gemäßigt wird und vielleicht noch gewinnt. Die Wolken, die Jahreszeiten, die Vögel, die Tiere und die Pflanzenwelt liefern ihnen ihre Metaphern. Vielleicht würde jedes andere tatkräftige und phantasievolle Volk, dessen Einfallskraft durch die Erfahrung zwangsläufig Grenzen gesetzt sind, genauso verfahren; doch der nordamerikanische Indianer kleidet seine Ideen in ein Gewand, das ganz anders ist als das des Afrikaners und an sich schon orientalisches. In ihrem Reichtum und der sentenziösen Fülle gleicht seine Sprache der chinesischen. Mit einem Wort drückt er eine ganze Wendung aus, und durch nur eine Silbe verändert er die

Bedeutung eines ganzen Satzes; ja selbst durch die einfachsten Modulationen seiner Stimme vermag er verschiedene Inhalte auszudrücken.

Die Philologen sagen, dass es unter all den vielen Stämmen, die einst das Gebiet der heutigen Vereinigten Staaten bewohnten, streng genommen nur zwei oder drei Sprachen gibt. Dass bekanntlich dennoch ein Volk Schwierigkeiten hat, das andere zu verstehen, führen sie auf verderbte Formen und Mundarten zurück. Der Verfasser hat einmal einem Gespräch zwischen zwei Häuptlingen aus der Prärie westlich des Mississippi beigewohnt, bei dem ein Dolmetscher bereitstand, der beide Sprachen beherrschte. Die Krieger schienen prächtig miteinander auszukommen und sich angeregt zu unterhalten; nach Auskunft des Dolmetschers jedoch hatte keiner von ihnen die geringste Ahnung, was der andere sagte. Sie gehörten verfeindeten Stämmen an, die unter dem Einfluss der amerikanischen Regierung zusammengefunden hatten; und es ist der Erwähnung wert, dass ihre übereinstimmende politische Denkungsart beide dasselbe Thema anschneiden ließ. Sie ermahnten sich gegenseitig zur Hilfeleistung für den Fall, dass eine der beiden Parteien im Krieg einem Feind in die Hände fiel. Wie auch immer es sich nun mit dem Ursprung und der Eigenart der indianischen Zungen verhalten mag, sicher ist, dass sie sich jetzt von ihrem Wortschatz her weit genug unterscheiden, um die meisten Nachteile fremder Sprachen mit sich zu bringen: Daher rührt zu einem Gutteil die

Verlegenheit, in die man bei der Erforschung ihrer Geschichte geraten ist, und zum Großteil auch die Unzuverlässigkeit ihrer Überlieferungen.

Genau wie bei Nationen mit ehrgeizigeren Zielen unterscheidet sich auch bei den amerikanischen Indianern das, was sie von ihrem eigenen Stamm oder Geschlecht berichten, sehr von dem, was andere Völker über sie erzählen. Sie neigen sehr dazu, ihre eigenen Fähigkeiten zu überschätzen und die ihrer Rivalen oder Feinde unterzubewerten; eine Eigenheit, in der man eine Bestätigung des mosaischen Schöpfungsberichts sehen könnte.

Die Weißen haben durch ihre Entstellung der Namen sehr dazu beigetragen, die Überlieferungen der Ureinwohner noch undurchsichtiger zu machen. So wurde der Name, der im Titel dieses Buches verwendet wird, abgewandelt in »Mahicanni«, »Mohicans« und »Mohegans«, wobei Letzteres die unter den Weißen gebräuchliche Bezeichnung ist. Wenn man bedenkt, dass die Holländer (die New York als Erste besiedelten), die Engländer und die Franzosen alle Benennungen für die Stämme erfanden, die das Land, in dem diese Geschichte spielt, bewohnten, und dass die Indianer nicht bloß ihren Feinden, sondern oft auch sich selbst verschiedene Namen gaben, wird man verstehen, warum hierin solche Verwirrung herrscht.

In diesem Buch bezeichnen die Namen »Lenni Lenape«, »Lenope«, »Delawaren«, »Wapanachki« und »Mohikaner«

alle dasselbe Volk oder Stämme derselben Abkunft. Die »Mengwe«, die »Maquas«, die »Mingos« und die »Irokesen« werden, obwohl sie genau genommen nicht ganz identisch sind, von den Sprechern oft miteinander gleichgesetzt, da sie politisch miteinander verbündet waren und den zuvor genannten feindlich gegenüberstanden. »Mingo« war eine besonders abfällige Bezeichnung, wie auch, in geringerem Grad, »Mengwe« und »Maqua«.

Den Mohikanern gehörte das Land, von dem die Europäer in diesem Teil des Kontinentes als Erstes Besitz ergriffen. Sie waren folglich auch die Ersten, die vertrieben wurden; und das anscheinend unvermeidliche Schicksal aller dieser Völker, die mit dem Vordringen, oder man kann wohl sagen den Übergriffen der Zivilisation verschwinden wie das Grün ihrer heimischen Wälder mit dem ersten schneidenden Frost, wird hier als eines beschrieben, das sie bereits ereilt hat. Es liegt genug historische Wahrheit in dem hier gezeichneten Bild, dass dieses Verfahren gerechtfertigt erscheint.

Bevor wir diese Einleitung beschließen, ist es vielleicht angebracht, noch ein Wort über eine wichtige Gestalt dieser Legende zu sagen, die auch in zwei anderen Erzählungen desselben Verfassers eine besondere Rolle spielt. Indem er das Bild eines Mannes entwirft, der als Kundschafter auftritt in dem Krieg, in dem England und Frankreich um den Besitz des amerikanischen Kontinents kämpften, als Jäger in jener geschäftigen Zeit, die so unmittelbar auf den Frieden von 1783 folgte, und als

einsamer Fallensteller in der Prärie, nachdem durch den Beschluss der Republik jene endlosen Weiten den halbwilden Glücksuchern geöffnet worden waren, die sich zwischen Gesellschaft und Wildnis bewegen, bringt er einen poetischen Zeugen für die Wahrhaftigkeit jener wunderbaren Veränderungen bei, durch die sich die Entwicklung der amerikanischen Nation in bisher einzigartigem Maße auszeichnet und die Hunderte in diesem Land gleicherweise bezeugen können. In diesem Punkt kommt der Dichtung nicht der Wert einer Erfindung zu.

Über jene Gestalt hat der Verfasser nichts weiter zu sagen, als dass es sich um einen Mann handelt, der von Natur aus gut ist, der fern von den Versuchungen des zivilisierten Lebens lebt, wenn er auch dessen Vorurteile und Lehren nicht ganz vergessen hat, der dem Einfluss barbarischer Sitten ausgesetzt ist, dabei jedoch durch die Verbindung eher gewonnen als Schaden genommen hat und der die Schwächen und die Stärken, die seine Lebensweise und seine Herkunft erwarten lassen, in sich vereint. Es hätte der wirklichen Welt vielleicht eher entsprochen, ihn als weniger moralisch erhaben darzustellen, aber das wäre auch weniger reizvoll gewesen; und wer ein literarisches Werk schreibt, sollte doch der Poesie so nahe kommen, wie es seine Fähigkeiten erlauben. Nach diesem Bekenntnis brauchen wir wohl kaum noch zu sagen, dass die Erfindung und Ausgestaltung dieser phantastischen Figur wenig mit irgendeinem

individuellen Charakter zu tun hatten. Der Verfasser glaubte der Wahrheit genug geopfert zu haben, indem er die Sprache und die dramatischen Proportionen bewahrte, die für die Rolle erforderlich sind.

Was die Tatsachen betrifft, so hat sich der Schauplatz der nachfolgenden Geschichte seit den historischen Ereignissen, auf die sie sich bezieht, so wenig verändert wie fast jedes andere Gebiet von dieser Größe in den ganzen Vereinigten Staaten. An der Quelle, an der Falkenauge haltmachte, um von ihrem Wasser zu trinken, und in ihrer Umgebung sind elegante und vielbesuchte Kurorte entstanden, und durch die Wälder, die er und seine Freunde ohne auch nur einen Pfad durchqueren mussten, führen heute Straßen. An den Glenschen Wasserfällen befindet sich jetzt ein großes Dorf; und während von William Henry und selbst einer Festung aus jüngerer Zeit nur mehr Ruinen geblieben sind, ist am Ufer des Horican eine weitere Ortschaft entstanden. Ansonsten jedoch haben der Unternehmungsgeist und die Tatkraft eines Volkes, das andernorts so viel erreicht hat, hier nur wenig bewirkt. Der ganze wilde Landstrich, in dem sich der letzte Teil der Legende zugetragen hat, ist immer noch weitgehend Wildnis, auch wenn dort kein roter Mann mehr lebt. Von all den Stämmen, die in diesem Buch genannt werden, sind nur noch ein paar halb zivilisierte Oneidas in den Reservaten ihres Volkes im Staat New York übrig. Die anderen sind entweder aus den Gegenden, in denen ihre Väter lebten, oder ganz von der Erde verschwunden.

[1850]

Zu einem Punkt würden wir, ehe wir diese Vorrede beschließen, gern noch ein Wort sagen. Falkenauge nennt den Lac du Saint Sacrement den »Horican«. Da uns dies eine Verwendung des Namens zu sein scheint, die auf uns selbst zurückgeht, ist es vielleicht an der Zeit, dass wir dies offen eingestehen. Als wir dieses Buch vor einem Vierteljahrhundert schrieben, kam uns der französische Name des Sees allzu umständlich vor, der amerikanische zu gewöhnlich und der indianische zu unaussprechbar, als dass einer von ihnen in einem literarischen Werk ungezwungen hätte gebraucht werden können. Beim Studieren einer alten Karte stellten wir fest, dass es in der Nähe dieses schönen Gewässers einen Indianerstamm gab, den die Franzosen »Les Horicans« nannten. Da man nicht jedes Wort, das Natty Bumppo von sich gibt, als lautere Wahrheit ansehen sollte, haben wir uns erlaubt, ihm statt »Lake George« den Namen »Horican« in den Mund zu legen. Wie es scheint, hat dieser Gefallen gefunden, und letztendlich ist es vielleicht gar nicht so falsch, ihn beizubehalten, anstatt zum Haus Hannover zurückzugehen um einen Namen für unser schönstes Gewässer zu finden. Wir haben jedenfalls durch dieses Geständnis unser Gewissen erleichtert – und überlassen es ihm, seinen Einfluss geltend zu machen, wenn es dies für angebracht hält.

Anmerkungen

1. Kapitel

Mein Ohr ist offen, und mein Herz bereit:
Du kannst nur weltlichen Verlust mir melden.
Sag, ist mein Reich hin?

König Richard der Zweite, III, 2

Es war eine Besonderheit der Kolonialkriege in Nordamerika, dass, ehe die feindlichen Heere aufeinandertreffen konnten, es den Widrigkeiten und Gefahren der Wildnis zu trotzen galt. Ein breiter und, wie es schien, ein undurchdringlicher Gürtel aus Wald trennte die Besitzungen der verfeindeten Kolonien Frankreichs und Englands. Der abgehärtete Siedler und der wohlausgebildete Europäer, der an seiner Seite focht, brachten oft Monate damit zu, mit Stromschnellen zu ringen oder schroffe Bergpässe zu überqueren, um endlich ihren Mut in einem kriegerischeren Kampf beweisen zu können. Doch indem sie sich die Selbstverleugnung und Geduld der erfahrenen eingeborenen Krieger zum Vorbild nahmen, lernten sie jede Schwierigkeit zu überwinden; und mit der Zeit schien es, als wäre kein Winkel der Wälder so dunkel und kein verschwiegener Ort so schön, dass er hätte hoffen können, dem Vordringen jener zu entgehen, die bei ihrem Blut geschworen hatten, ihr Verlangen nach Rache zu stillen oder die kalte, selbstsüchtige Politik der fernen europäischen Monarchen durchzusetzen.

Vielleicht liefert kein Gebiet in dem ganzen weiten Grenzstrich ein lebendigeres Bild von der Grausamkeit und Wut der barbarischen Kämpfe jener Zeit als das Land, das zwischen dem Oberlauf des Hudson und den benachbarten Seen liegt.

Die Vorteile, die die Natur dort für das Vorrücken der Truppen bot, waren zu offenkundig, um ungenutzt zu bleiben. Die langgestreckte Wasserfläche des Champlain reichte von den Grenzen Kanadas bis tief in die benachbarte Kolonie New York und bildete somit einen natürlichen Verbindungsweg über die Hälfte der Distanz, welche die Franzosen überwinden mussten, wollten sie ihre Feinde schlagen. An seinem südlichen Ende wurde er durch einen anderen See gespeist, dessen Wasser so klar war, dass es von den jesuitischen Missionaren als das einzig taugliche für die symbolische Reinigung der Taufe erkoren wurde und dem See zu dem Titel »du Saint Sacrement« verhalf. Die weniger glaubenseifrigen Engländer meinten dem reinen Gewässer Ehre genug zu erweisen, indem sie ihm den Namen ihres regierenden Monarchen verliehen, des zweiten aus dem Hause Hannover. Und beide taten sich zusammen, um den unverbildeten Besitzern dieses Waldlandes ihr angestammtes Recht zu rauben, der Nachwelt seinen ursprünglichen Namen »Horican« zu hinterlassen.

Sich zwischen unzähligen Inseln dahinschlängelnd und eingebettet in Berge, erstreckte sich der »heilige See« noch zwölf Stunden weiter nach Süden. Mit der

Hochebene, die dort dem weiteren Vordringen des Wassers Einhalt gebot, begann ein Tragplatz von einem Dutzend Meilen Länge, der den Abenteurer an das Ufer des Hudson führte, an einem Punkt, wo der Fluss, mit der üblichen Behinderung durch die Stromschnellen – oder *riffts*, wie sie in der Sprache des Landes damals hießen –, bei Flut schiffbar wurde.

Wenn der rastlose Unternehmungsgeist der Franzosen sie sich bei ihren kühnen Versuchen, den Feind zu plagen, selbst in die fernen, schwierigen Schluchten der Alleghenies wagen ließ, so ist leicht vorstellbar, dass ihrem sprichwörtlichen Scharfsinn die natürlichen Vorteile des eben beschriebenen Landstriches nicht entgingen. Er wurde zu der wahrhaft blutigen Arena, in der die meisten Schlachten um die Kolonien ausgetragen wurden. An den Punkten, von denen aus sich die Strecke kontrollieren ließ, wurden Forts errichtet und, je nachdem, wem der Sieg gerade zuflog, erobert und wiedererobert, geschleift und wiederaufgebaut. Während der Bauer vor den gefährlichen Pässen zurückschreckte und in den vergleichsweise sicheren Grenzen der älteren Niederlassungen blieb, sah man Heere, größer als jene, die in den Mutterländern so manchen Herrscher gestürzt hatten, in diesen Wäldern verschwinden, aus denen sie selten anders hervorkamen als in ausgebluteten Gruppen, abgehärmt vor Sorge oder völlig verzagt nach einer Niederlage. Waren die Künste des Friedens in dieser unseligen Gegend auch unbekannt, so wimmelte es dort in den Wäldern doch von Menschen, die

Täler und Lichtungen waren von militärischen Klängen erfüllt, und die Berge warfen das Lachen oder den ausgelassenen Ruf manches unbekümmerten jungen Helden zurück, der auf dem Höhepunkt seiner Lebenskraft an ihren Hängen dahineilte, einer langen, erinnerungslosen Nacht entgegen.

An diesem Ort des Kampfes und des Blutvergießens trugen sich die Begebenheiten zu, die zu erzählen wir versuchen wollen, und zwar im dritten Jahr des Krieges, den England und Frankreich zuletzt um den Besitz eines Landes geführt haben, das auf Dauer zu halten keinem von beiden bestimmt war.

Die Unfähigkeit seiner Heerführer in der Fremde und der verhängnisvolle Mangel an Energie in den Räten im Lande selbst hatten Großbritannien aus der stolzen Höhe herabgeholt, in die es durch die Talente und den Unternehmungsgeist seiner früheren Krieger und Staatsmänner gehoben worden war. Von seinen Feinden nicht mehr gefürchtet, verloren seine Diener bald jene Zuversicht, die aus der Selbstachtung erwächst. Natürlich waren auch die Kolonisten, obwohl sie für die Unfähigkeit der Briten nichts konnten und ihr niedriger Rang jeden Anteil an deren Fehlern ausschloss, von jenem demütigenden Verlust an Würde betroffen. Erst kürzlich hatten sie erlebt, wie ein erlesenes Heer aus jenem Land, das sie wie eine Mutter verehrt und in blindem Vertrauen für unbesiegbar gehalten hatten – ein Heer mit einem Führer, der wegen seiner ungewöhnlichen militärischen

Begabung aus einer Schar geschulter Krieger ausgewählt worden war –, von einer Handvoll Franzosen und Indianer schändlich in die Flucht geschlagen und vor der völligen Auslöschung einzig durch die Besonnenheit und den Mut eines Jungen aus Virginia bewahrt worden war, dessen Ruhm seither gereift und mit der steten Wirkungskraft, die jede moralische Wahrheit besitzt, bis an die äußersten Grenzen der Christenheit gedrungen ist. Durch diese unerwartete Katastrophe lag nun die Grenze auf weiter Strecke bloß, und einem greifbareren Unheil gingen Tausende phantastische, eingebildete Gefahren voraus. In jedem plötzlichen Windbraus, der aus den endlosen Wäldern des Westens kam, glaubten die verängstigten Kolonisten die Schreie der Wilden zu hören. Der furchterregende Charakter ihrer erbarmungslosen Feinde ließ die natürlichen Schrecken des Krieges ins Unermessliche wachsen. Die zahllosen Massaker der jüngsten Zeit waren allen noch in lebhafter Erinnerung; und kein Ohr war hier so taub, dass es nicht begierig dem Erzähler irgendeiner schaurigen Geschichte von mitternächtlichen Morden gelauscht hätte, in der die Ureinwohner dieser Wälder die barbarischen Hauptpersonen waren. Wenn der leichtgläubige, aufgeregte Reisende von den unwägbaren Gefahren der Wildnis erzählte, gefror dem Furchtsamen das Blut in den Adern, und Mütter blickten selbst dann besorgt zu ihren Kindern hin, wenn sie im Schutz einer der größten Ortschaften schlummerten. Kurz, die aufblähende Wirkung

der Angst ließ allmählich alle Verstandesurteile wertlos werden und jene, die sich auf ihre Männlichkeit hätten besinnen sollen, zu Sklaven der niedersten aller Leidenschaften. Selbst die Zuversichtlichsten und Beherztesten begannen am guten Ausgang des Kampfes zu zweifeln; und von Stunde zu Stunde wuchs die Zahl jener Kleinmütigen, die schon alle Besitzungen der englischen Krone in Amerika in der Gewalt ihrer christlichen Feinde oder durch deren gnadenlose Verbündete völlig verwüstet sahen.

Als daher in dem Fort, das über das südliche Ende des Tragplatzes zwischen dem Hudson und den Seen wachte, die Nachricht eintraf, Montcalm ziehe mit einem Heer, »so zahlreich wie die Blätter an den Bäumen«, über den Champlain heran, wurde sie eher mit dem feigen Widerwillen der Ängstlichen als mit der trotzen Freude für wahr befunden, die ein Krieger empfinden sollte, wenn ein Feind in die Reichweite seiner Waffen gelangt. Die Nachricht war an einem Hochsommerabend von einem indianischen Läufer überbracht worden, zusammen mit einer dringenden Bitte von Munro, dem Kommandanten eines Befestigungswerks am Ufer des »heiligen Sees«, um rasche und massive Verstärkung. Es wurde bereits erwähnt, dass diese beiden Stellungen keine fünfzehn Meilen voneinander entfernt lagen. Der holprige Pfad, der sie ursprünglich verbunden hatte, war zu einem Fahrweg verbreitert worden, so dass die Strecke, die der Sohn des Waldes binnen zwei Stunden zurückgelegt hatte, für eine

Heeresabteilung mit dem nötigen Tross ohne Weiteres an einem Sommertag zu bewältigen war. Die treuen Untertanen der britischen Krone hatten die eine dieser Waldfesten William Henry und die andere Fort Edward getauft, sie also nach beliebten Prinzen aus der Königsfamilie benannt. Die Erstere hielt der soeben erwähnte kampferprobte Schotte mit einem Regiment regulärer Truppen und einer Anzahl Kolonisten, eine Besatzung, die wahrhaftig zu schwach war, um der furchteinflößenden Streitmacht zu trotzen, mit der Montcalm sich seinen Erdwällen näherte. In der Letzteren dagegen lag General Webb, der Befehlshaber der königlichen Heere in den nördlichen Kolonien, mit mehr als fünftausend Mann. Durch einen Zusammenschluss aller ihm unterstellten Abteilungen hätte dieser Offizier fast die doppelte Anzahl von Männern gegen den kühnen Franzosen aufbieten können, der sich mit einem kaum größeren Heer so weit von seinen Reserven fortgewagt hatte.

Allein nach ihren jüngsten Misserfolgen schienen es die Offiziere wie auch die Soldaten vorzuziehen, in ihren Werken auf das Anrücken ihrer furchterregenden Gegner zu warten, anstatt ihren Vormarsch aufzuhalten, indem sie den geglückten Schachzug der Franzosen bei Fort Duquesne nachahmten und sie noch auf dem Marsch attackierten.

Als sich die erste Bestürzung über die Nachricht ein wenig gelegt hatte, verbreitete sich in dem befestigten

Lager, das längs des Hudson eine Kette von Außenwerken zu dem Fort selbst bildete, das Gerücht, eine spezielle Abteilung von fünfzehnhundert Mann solle im Morgengrauen zum Fort William Henry aufbrechen, der Stellung am nördlichen Ende des Tragplatzes. Was anfangs nur ein Gerücht war, wurde rasch zur Gewissheit, denn die einzelnen Korps, die vom Kommandanten hierfür ausgewählt worden waren, erhielten aus seinem Quartier den Befehl, sich zum baldigen Abmarsch bereitzumachen. Nun waren alle Zweifel über Webbs Absicht zerstreut, und in den folgenden ein bis zwei Stunden bestimmten eilige Schritte und besorgte Gesichter das Bild. Der Neuling in der Kriegskunst hastete von einem Ort zum andern und stand sich mit seinem zu großen, ein wenig irren Eifer bei den Vorbereitungen selbst im Weg; indes sich der erfahrene Soldat mit einer Bedächtigkeit rüstete, die über jeden Anschein von Eile erhaben war; doch seine nüchternen Züge und sein besorgter Blick verrieten deutlich genug, dass für den Mann von Fach die noch unbekannte, gefürchtete Art, wie in der Wildnis gekämpft wurde, keinen großen Reiz besaß. Endlich sank die Sonne in einem Meer von Glanz hinter die fernen Hügel im Westen, und als die Dunkelheit ihren Schleier über den abgeschiedenen Ort breitete, klangen die Geräusche der Vorbereitungen allmählich ab; schließlich erlosch auch das letzte Licht im Blockhaus irgendeines Offiziers; die Bäume warfen ihre dunkleren Schatten über die Wälle und den sich kräuselnden Fluss, und bald war das Lager von einer

ebenso tiefen Stille erfüllt wie die endlosen Wälder ringsum.

Als der Tag gerade begann, die struppigen Umrisse einiger hoher Kiefern östlich des Lagers in das erste sanfte Lichtblau eines klaren Himmels zu zeichnen, riss, den Befehlen des vorigen Abends gemäß, das Grollen der Trommeln, deren rasselndes Echo in der feuchten Morgenluft aus jedem Winkel des Waldes zurückklang, das Heer aus dumpfem Schlaf. Im nächsten Augenblick war das ganze Lager in Bewegung; denn noch der niederste Soldat sprang von seiner Schlafstätte auf, um den Abmarsch seiner Kameraden zu erleben und an der Aufregung und den Ereignissen des Morgens teilzuhaben. Die Erwählten hatten sich bald in einer schlichten Ordnung aufgestellt. Während die ausgebildeten Söldner des Königs mit überlegener Würde auf die rechte Seite der Linie marschierten, nahmen die weniger dünkelfhaften Kolonisten mit einer Fügsamkeit, die ihnen durch lange Gewöhnung leicht geworden war, ihren bescheideneren Platz zur Linken ein. Die Kundschafter brachen auf; vor und hinter den rumpelnden Packwagen ritten starke Wachen; und ehe die Strahlen der Sonne dem grauen Morgenlicht seine Kälte nahmen, schwenkte das Korps in eine Kolonne und zog aus dem Lager hinaus, eine militärische Haltung zur Schau tragend, die so manchem Neuling, der vor seiner ersten Erprobung im Kampf stand, die in ihm schlummernden Ängste ersticken half. Während die Kameraden ihnen voller Bewunderung nachsahen,